

Uwe Pörksen

**Warum wird Ivan Illich
im Augenblick kaum gelesen?**

Symposion für Ivan Illich zum Abschied
Universität Bremen, 7-8. Februar. 2003

Filename and date: SymUwe.pdf /February 2003
Copyright: Uwe Pörksen

For further information please contact:

Silja Samerski Albrechtstr.19 D - 28203 Bremen
Tel: +49-(0)421-7947546 e-mail: piano@uni-bremen.de

Warum wird Ivan Illich im Augenblick kaum gelesen?

Uwe Pörksen

Ivan Illich war der ernsteste und lustigste Mensch, dem ich begegnet bin; vielleicht habe ich ihn deshalb, weil er beides zugleich und beides auf extremste Weise war, so geliebt.

Aus den 60er Jahren gibt es von ihm eine Definition der Bildung, die interessant ist, weil sie in unserer gegenwärtigen Diskussion über die betriebswirtschaftliche Durchrationalisierung der gesamten Universität einen fremden Ton anschlägt. Er sprach auf einer Entlassungsfeier für Doktoranden in der Universität von Puerto Rico. Sein Thema war die *Heilige Kuh Schule*:

„Bildung bedeutet die Ausbildung eines unabhängigen Lebensgefühls und eine Bezüglichkeit, die Hand in Hand damit geht, daß die im Zusammenleben der aufbewahrten Erinnerungen zugänglich und nutzbar gemacht werden. Die Bildungsinstitution liefert dafür den Mittelpunkt. Das setzt einen Ort in der Gesellschaft voraus, an dem jeder von uns durch Überraschung aufgeweckt wird; eine Stätte der Begegnung, an der andere mich mit ihrer Freiheit überraschen und mir die eigene Freiheit bewußt machen. Soll die Universität sich ihrer Tradition würdig erweisen, so muß sie selber eine Institution sein, deren Ziele als Ausübung von Freiheit verstanden werden und deren Autonomie sich gründet auf das Vertrauen, welches die Öffentlichkeit in den Gebrauch dieser Freiheit setzt.“ (S. 24)

Die Schule als heilige Kuh, in: Klarstellungen. Pamphlete und Polemiken. Aus dem Englischen von Helmut Lindemann. Mit einer Einleitung von Erich Fromm. München: Beck 1996. S. 13-25. (Beck'sche Reihe 1151)

Aus den gleichen Jahren stammt eine Äußerung über die Kombination von Gutes tun und Bombardierung, die nicht weniger aktuell ist:

„Der innere Zwang, Gutes zu tun, ist ein besonderer amerikanischer Wesenszug. Nur Nordamerikaner scheinen zu glauben, daß sie jederzeit irgendjemand aussuchen sollen, dürfen und können, damit er an ihren Segnungen teilhabe. Diese Einstellung führt schließlich dazu, daß man Menschen durch Bombardement zur Annahme von Gaben zwingt.

Anfang 1968 versuchte ich hartnäckig, einigen meiner Freunde dieses Bild der Amerikaner im Ausland verständlich zu machen. Ich sprach hauptsächlich zu Opponenten, die mit der Vorbereitung des Marsches auf das Pentagon beschäftigt waren- Ich wollte, daß sie eine schwere Sorge mit mir teilen: die Sorge, daß die Beendigung des Krieges in Vietnam es Falken und Tauben gestatten würde, sich zu einem verheerenden Krieg gegen die Armut in der Dritten Welt zusammenzutun.“ (S. 109)

„Gleich hinter Geld und Gewehren taucht auf jedem Kriegsschauplatz der amerikanische Idealist auf: der Lehrer, der Freiwillige, der Missionar, der Gemeindeverwalter, der Wirtschaftshelfer. Solche Männer verstehen ihre Rolle als Dienst. In Wirklichkeit sind sie am Ende häufig damit beschäftigt, den Schaden zu mildern, den Geld und Waffen angerichtet haben, oder die „Unterentwickelten“ zu den Segnungen der Welt von Wohlstand und Leistung zu verführen. Sie vor allem sind es, für die „Undankbarkeit“ der bittere Lohn ist. Sie verkörpern den guten alten Charlie Brown: „Wie kann man verlieren, wenn man es so ernst meint?““ (S. 113)

Gewalt: Ein Spiegel für Amerikaner, in: Klarstellungen. Pamphlete und Polemiken. Aus dem Englischen von Helmut Lindemann. Mit einer Einleitung von Erich Fromm. München: Beck 1996. S. 109-118. (Beck'sche Reihe 1151)

Und schließlich finden wir Äußerungen zum Thema ‚Entwicklungshilfe als geplante Armut‘, die zeigen, daß Illich in dem Band *Celebration of Awareness, Klarstellungen*, bereits vollständig präsent ist.

Der Weg zur Armut ist mit technischer Hilfe gepflastert. Als Frucht von zwanzig Jahren internationaler Entwicklungshilfe gibt es heute mehr Menschen denn je zuvor, deren Lebenserwartung niemals erfüllt werden kann.

Unbewußtes Sehnen – unwirkliche „Bedürfnisse“ – ist in bewußte Forderung verwandelt worden. Unsere Hilfsprogramme haben den meisten Menschen „geplante Armut“ beschert. (S. 135)

Geplante Armut als Frucht technischer Hilfe, in: Klarstellungen. Pamphlete und Polemiken. Aus dem Englischen von Helmut Lindemann. Mit einer Einleitung von Erich Fromm. München: Beck 1996. S. 135-152. (Beck'sche Reihe 1151)

Illich als Sprecher und Autor

Ich habe Ivan Illich zuerst als Sprecher kennen gelernt, nicht als Autor. Das war im Herbst 1981, als wir gemeinsam Gäste des Berliner Wissenschaftskollegs waren. Es gab dort einen täglichen, verpflichtenden Mittagstisch, an dem er sehr selten teilgenommen hat. Er hielt es für eine barbarische Sitte, jemanden zwingen zu wollen, zu einer Zeit, die gar nicht in seinen Arbeitstag paßte, mit Menschen, die kaum etwas mit seinem gegenwärtigen Arbeitsplan zu tun hatten, sich durch gemeinsames Essen zu ermüden. Aber das erste Mal, als er erschien, ist mir genau in Erinnerung. Er sprach über den Begriff der ‚Rolle‘ und wollte wissen, wann er zum ersten Mal in der gegenwärtigen Bedeutung auftritt, und ich sprach über die Frage, ob das Verhältnis zwischen Gottfried von Straßburgs um 1200 gedichteten Tristan und seinem Onkel Marke homoerotischer Natur sei. Die beiden gehen Hand in Hand und führen innige Gespräche in einer Nische der Burg, woraus ein Autor vor kurzem geschlossen hatte, bei diesem Verhältnis habe man eine frühe mittelalterliche Darstellung von Homophilie vor sich. Damit waren wir mitten im Thema über Gender, über die Geschichte des Geschlechterverhältnisses und der definitiven Ausgrenzung der Homosexualität, die ihn damals beschäftigten. In seinen Augen lag die tiefste europäische Zäsur im 12. Jahrhundert: hier vermutete er die Ausgliederung Europas aus dem Kreis der Kulturen.

Ivan Illich als Autor – dazu gehörten Worte, von denen unser Sohn Bernhard sagte, daß sie im Gehirn platzen und sich einnisten:

„Die Räuberbanden der Bedürfnismacher ...“

Dazu gehörte eine fremde, ungeläufige Sprache. Ivan beherrschte acht oder mehr Sprachen, wie Paul Celan, aber er sprach nicht in einer Muttersprache, nicht in deren Redensarten, Bildern und eingefleischten Wendungen. Er sprach und schrieb eher, wie übrigens auch Paul Celan, in einer Sprache über den Sprachen. Das gab ihr etwas Fremdartiges, oft Neues und Eindringliches, nicht selten Schwieriges. Sie knüpfte nicht an an das Geläufige, Eingespielte.

„Wir müssen eine kriminelle Formel finden ...“, höre ich ihn sagen. Es war die Zeit der Nachrüstungsdebatte, in der Deutschland und Europa mit einer neuen Generation von Atomraketen bestückt wurden. Wir verfaßten einen von meiner Frau, Gunhild, vorgeschlagenen Kettenbrief, der in Worten ausdrückte, was zu der Zeit so eindringlich in den Ketten der Schweiger auf Straßen und Plätzen zum Ausdruck kam.

„Auch ich schweige hier öffentlich,

weil ich mich über kein Gespräch über Völkermord hineinziehen lasse,
weil atomare Waffen keine Waffen, sondern Völkermordinstrumente sind ...

‚Völkervertilgungsmittel‘“, sagte er.

Das war eine seiner kriminellen Formeln.

„Die Räuberbanden der Bedürfnismacher ...“ hat übrigens einen Vorgänger bei Augustin, der in seinem ‚Gottesstaat‘ (IV. Buch) von irdischen Staaten (civitas terrena) als

Räuberbanden spricht. Ich vermute, daß Illich hier eine bewußte Übertragung der Räuberformel in den Bereich der Ökonomie vorgenommen hat.

In Berlin entstand sein Buch *Gender*, oder, auf deutsch, *Genus*. Barbara Duden, mit der er durch ein Streitgespräch über Hausfrauenarbeit auf dieses Thema gestoßen war, Ludolf Kuchenbuch, der sich mit der Geschichte des Bauernstandes im Mittelalter beschäftigt hatte, Ivan Illich und ich, wir trafen uns vierzehntägig und dann geschah das, was wir später das ‚Geiern‘ nannten. Ich verstand an den ersten Abenden gar nichts. Da umkreisten drei den Erdball, plötzlich stieß jemand nieder, Barbara Duden bei den Hebammen im 18. Jahrhundert, Ludolf Kuchenbuch bei den Landleuten des 9. Jh. im alemannischen Raum, oder – Illich war immer der Überraschendste – im Japan des 12. Jahrhunderts und breitete unbekannte Details aus. Die Entfernungen begünstigten, daß die Funken sprangen. Ein ergiebiges Arbeitsprinzip, einigermmaßen anarchisch.

Der öffentliche Vortrag über sein Thema ‚Genus‘, den er wie alle Fellows des Kollegs einmal zu halten hatte, fand in einer so explosiven Atmosphäre statt, wie ich sie weder vorher noch nachher jemals erlebt habe. Während der damaligen heftigen feministischen Debatte schrieb Illich am Beispiel des Geschlechterverhältnisses eine ‚Historische Kritik der Gleichheit‘ und erklärte sie zu einem „Epilog auf die Chimären des Industriezeitalters“. Als er den Vortragssaal verlassend ins Nachbarzimmer ging, folgte ihm der bekannte Berliner Philosoph Jakob Taubes: „Sie spannen ihre aztekischen Pferde vor Ihren Wiener Fiaker und reisen unmittelbar in den Faschismus ein!“ Der Rektor des Wissenschaftskollges, Peter Wapnewski, fuhr hoheitsvoll dazwischen: „Sie dürfen unsere Gäste nicht beleidigen!“ Aber Illich lachte: „Er beleidigt mich doch gar nicht, er belustigt mich.“

Am 13. März 1985 habe ich mit Ivan Illich in Mexiko eine Tageswanderung durch die Umgebung von Ocotepc gemacht, die mir unvergeßlich ist. Er sprach über Autorschaft, es war das einzige Mal, an das ich mich daran erinnere. „Unsere Öffentlichkeit ist verletzbar“, meinte er. Sie sei auf der einen Seite ein diffus unbestimmtes, schwer bewegliches Medienmassiv, und auf der anderen Seite erstaunlich angreifbar. Das war es wohl, was ihn von Zeit zu Zeit nach einer „kriminellen Formel“ suchen ließ.

Er sprach über den mangelnden Sinn für Pamphlete, für die Streitschrift in Deutschland. Er selbst hatte für diese Form einen ausgeprägten Sinn: für jene Schriften, die nicht gerecht sein wollen, sondern einseitig, klar, und auf Beobachtung und Material beruhend, eine Fehlentwicklung bloßstellen; deren Absicht es ist, zu schockieren und einen Ruck zu verursachen, sowohl was die Beleuchtung der Tatsachen wie auch das Handeln betrifft. Es ist interessant, daß er seinen Büchern, die seit Mitte der 90er Jahre beim Beck-Verlag in München erhältlich sind, neue, an diese Gattung erinnernde Untertitel gegeben hat. Das Buch *Celebrations of Awareness*, das im Deutschen verschiedene Titel gehabt hat: ‚Almosen und Folter‘, ‚Schulen helfen nicht‘, heißt jetzt *Klarstellungen. Pamphlete und Polemiken. Selbstbegrenzung* erhält den Untertitel ‚Eine politische Kritik der Technik‘. *Entschulung der Gesellschaft*: ‚Eine Streitschrift‘.

In den siebziger Jahren glaubte Illich noch, an einem Nachruf auf das Industriezeitalter zu arbeiten. Zumindest scheint er es gehofft zu haben.

„In den kommenden Jahren beabsichtige ich, ein Nachwort auf das Industriezeitalter zu verfassen. Ich möchte zurückverfolgen, wie sich Sprache, Mythos, Ritual und Recht im Verlauf der gegenwärtigen Epoche der Verpackung und Verschulung gewandelt haben.“ (S.9)
Selbstbegrenzung. Eine politische Kritik der Technik. München: Beck 1998. (Beck'sche Reihe 1167)

Die gleiche Vermutung äußerte er auch in einer sehr wirksam gewordenen Arbeit über *Disabling professions, (Entmündigende Expertenherrschaft)*.

„Eine der Möglichkeiten, eine Epoche zu beenden, besteht darin, daß man ihr einen treffenden Namen gibt. Ich schlage vor, daß wir die Mitte des 20. Jahrhunderts die Epoche der entmündigenden Expertenherrschaft nennen.“ (S. 7)

„An die Epoche der Experten wird man sich erinnern als an jene Zeit, da die Politik verfiel, da die von Intellektuellen geführten Wähler den Technokraten die Vollmacht übertrugen, Bedürfnisse gesetzlich zu regeln, ihnen die Autorität zugestanden zu entscheiden, wer was benötigt, und ihnen ein Monopol über die Mittel einräumten, durch die sie diese Bedürfnisse zu befriedigen gedachten. Man wird sich daran erinnern als ans Zeitalter der Schule, da die Menschen ein Drittel ihres Lebens trainiert wurden, nach Vorschrift Bedürfnisse zu akkumulieren, während sie die übrigen zwei Drittel als Klienten von respektablen Drogenpushern verbrachten, die ihr Suchtverhalten managten. Man wird sich daran erinnern als die Zeit, da Urlaubsreisen die organisierte Plünderung von Fremden, und Intimität ein Training nach Masters und Johnson war; da die Meinungsbildung eine Reprise der Talk-Show von gestern abend, und die politische Wahl eine Mail-Order-Bestellung auf mehr vom Immergleichen war.“ (S. 12 f.)

„Es wäre vermessen, vorhersagen zu wollen, ob man sich an diese Epoche, da die Bedürfnisse nach den Plänen von Experten geformt wurden, mit einem Lächeln oder mit einem Fluch erinnern wird. Was mich angeht, so hoffe ich natürlich, daß man sich daran erinnern wird wie an eine Nacht, in der Papa das Vermögen der Familie versoff und damit seine Kinder zwang, neu anzufangen. Sehr viel wahrscheinlicher ist leider, daß man sich daran erinnern wird als an die Zeit, da unsere räuberische Jagd nach dem Reichtum alle Freiheiten käuflich machte und Politik, nur noch als habgierige Nörgelei von Wohlfahrtsempfängern artikuliert, in der totalitären Expertenherrschaft unterging.“ (S. 13)

„Unsere großen Institutionen haben die beängstigende Eigenschaft, gerade jene Zwecke, für die sie ursprünglich geplant und finanziert werden, ins Gegenteil zu verkehren. Unter der Führung hochangesehener Experten produzieren unsere institutionellen Werkzeuge hauptsächlich paradoxe Kontraproduktivität – nämlich die systematische Entmündigung des Staatsbürgers. Eine ganz nach den Bedingungen des Autos gebaute Stadt bietet keinen Platz für den Gebrauch der eigenen Füße.

Warum aber gibt es keine Rebellion gegen die Entwicklung der Industriegesellschaft zu einem einzigen riesigen, entmündigenden Dienstleistungssystem? Die Erklärung dafür müssen wir hauptsächlich in der Illusion erzeugenden Kraft dieses Systems suchen.“ (S. 26 f.)

Entmündigende Expertenherrschaft, in: Entmündigung durch Experten. Zur Kritik der Dienstleistungsberufe. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1983.

„Die Räuberbanden der Bedürfnismacher könnten nicht fortfahren, unsere Steuergelder und die Ressourcen von Natur- und Wirtschaft für ihre Testverfahren, Kommunikationsnetze und andere technische Spielereien zu verschleudern, wenn unsere autonome Bedürfnisbefriedigung nicht paralysiert wäre.“

Schöpferische Arbeitslosigkeit oder die Grenzen der Vermarktung in: Fortschrittsmythen. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1983.

Warum wird Ivan Illich im Augenblick kaum gelesen?

Man wird hier keine systematische Antwort in 17 Punkten erwarten. Wenn Ivan sich über mich lustig machte, karikierte er meine deutsche Neigung, mich einer Sache durch eine Reihe von Punkten zu nähern. Es kommt bei unsrer Frage auf den Tonfall an, sie läßt sich auch so verstehen: wieso eigentlich wird Ivan nicht mehr gelesen?

Wolfgang Beck, sein Münchener Verleger, schreibt mir, daß Illich im Vergleich zu seiner Wirkung in den 70er Jahren tatsächlich wenig gelesen werde, daß aber, in absoluten Verkaufszahlen gemessen, sich so etwas wie eine erfreuliche Wende abzeichnet. Im Jahre

2002 wurden von seinen Werken mehr als doppelt so viele verkauft wie im Jahr 2000. Seltsamerweise stehen die Bücher *Im Weinberg des Textes*, *Klarstellungen* und *Genus* hinten an. Dennoch wäre es eine sehr interessante Frage, warum dieser Autor nicht sehr viel mehr gelesen wird. Man könnte zunächst sagen: der Zeitgeist hat sich gewandelt, die Sache selbst nicht. Auch der große Günter Anders, ebenfalls ein Autor bei Wolfgang Beck, wird zur Zeit kaum gelesen. Die Meinungsführerschaft hat sich wegbewegt, Illichs Hoffnung, er schreibe den Abgesang einer Epoche, hat sich als trügerisch erwiesen.

Bei uns in Deutschland, aber auch in anderen Ländern, hat sich, was das Politische angeht, was die Kritik gesellschaftlicher Entwicklungen betrifft, ein Erschöpfungszustand eingestellt, in dem unsere Intelligenz sich seit langem aufhält. Nach der überhitzten Ausschließlichkeit politischer Entwürfe und Debatten in den späten 60er und frühen 70er Jahren meldeten sich Gegenbewegungen, die – von der Innerlichkeitskultur über die Postmoderne bis zum Siegeszug Niklas Luhmanns – eher einen Abschied von politischer Theorie, Debatte und Engagement begünstigten. Die Analyse dieser vielseitigen, lebhaften Gegenbewegung wäre ein ausuferndes Unternehmen. Das Jahr 1989 war eine politische Zäsur, die ebenfalls die Entpolitisierung begünstigte. Alles schien geklärt. Ein System hatte gesiegt. Amen! Daß wir nach der Hochkonjunktur des Politischen als Antithese ein Wellental, einen Rückzug der Intelligenz aus der praktischen und theoretischen Politik, einen enormen Überdruß an nur behaupteter Progressivität, aber auch eine Resignation der Linken, eine Beschränkung auf Verzweiflung im Schmolwinkel und reaktionären Zynismus erlebt haben, ist kaum bestreitbar. Es gibt dafür bei uns vielleicht eine Hauptursache, ein in unserem Land traditionsreiches, unsinniges Entweder-Oder: Politik oder Kultur. Meist überwiegt Kultur, und sie wird unterbrochen von rauschhaften Ausflügen ins Politische, die aus Gründen wieder in sich zusammenfallen, und Katerstimmungen erzeugen.

Zwar hat auch Ivan Illich mit und teilweise in diesem Buch *Genus* die Gattung der politischen Streitschrift verlassen. Aber seine Eigenschaft als Theologe und Kulturphilosoph war schon vorher erkennbar und setzte sich seit den 80er Jahren, in denen er sich der Geschichte zuwendet, nur entschiedener durch. Er war vorher wie nachher zugleich ein Warner, ein politisch kritischer Autor, und eben dieser Typus hatte, so schien es, seine Zeit gehabt. Es begann die Epoche der Großen Beliebigkeit.

Welche Gründe aber gibt es, die in dem Werk selbst liegen?

Zunächst, vermute ich, liegen sie in der Gattung.

1. Das Pamphlet

Die düstere Prognose – auch wenn sie richtig ist, gerade dann – hat nicht nur Freunde. Der, der ihr seinerzeit widersprochen hat, ärgert sich über seinen Irrtum. Und denjenigen, der ihr zustimmte, langweilt sie. Die Diagnose erledigt sich, wenn sie Gemeingut wird und man ihr im ‚Spiegel‘ oder im ‚Focus‘ begegnet.

Etwas, was 1976 beim Erscheinen des Buches *Limits to Medicine* Morddrohungen hervorrief, erscheint heute in vieler Hinsicht als Alltag oder sogar als durch die Entwicklung übertroffen.

„Nur eine Kultur, die sich in hochindustrialisierten Gesellschaften entwickelt hat, konnte das Todesbild [...] kommerzialisieren. In extremer Form ist der „natürliche Tod“ heute jener Punkt, an dem der menschliche Organismus jeden weiteren „Input“ an Behandlung verweigert. Neuerdings ist der Mensch tot, wenn das Elektro-Enzephalogramm anzeigt, daß die Gehirnwellen abflachen: er tut nicht mehr seinen letzten Atemzug, er stirbt nicht mehr, weil sein Herz stillsteht. Der sozial anerkannte Tod tritt ein, wenn der Mensch nicht nur als Produzent, sondern auch als Konsument nutzlos geworden ist. Er ist jener Punkt, an dem der unter

hohen Kosten geschulte Konsument schließlich als Totalverlust abgeschrieben werden muß. Der Tod ist die äußerste Form der Konsumverweigerung.“ (S. 148)
Die Nemesis der Medizin. Die Kritik der Medialisierung des Lebens. München: Beck 1995.
 (Beck'sche Reihe 1104)

„Medizin war nicht mein Prügelknabe, noch hatte ich es auf Medizinreform abgesehen. Das Gesundheitswesen gab mir die Chance, drei grundverschiedene Formen der Kontraproduktivität in der Form technischer, sozialer und kultureller Iatrogenese aufzuzeigen. Das, was der Medizin mit anderen institutionellen Unternehmen gemeinsam ist, wollte ich in diesem Buch untersuchen: den Versuch, die Lebens- und Leidenskunst durch die technische Produktion von Befriedigungen zu erübrigen. Ich wollte das medizinisch orchestrierte Streben nach Gesundheit zum Paradigma für eine Megatechnik machen, die es erlaubt, von der *Conditio humana* abzusehen.“ (S. 206)

„*Die Nemesis der Medizin*

Der erste Satz von *Die Nemesis der Medizin* war eine Anklage: „Die etablierte Medizin hat sich zu einer ernsten Gefahr für die Gesundheit entwickelt.“ Inzwischen mutet es seltsam an, daß dieser Satz 1974 schockieren und verärgern konnte. Heute ist er banal. Ich plädiere, „daß der Laie und nicht der Arzt potentiell den Überblick und die effektive Macht besitzt, der heutigen iatrogenen Epidemie ein Ende zu setzen.“ Was damals Avantgarde war, hat Clinton ins Weiße Haus gebracht.“ (S. 208)

Nachwort zu Die Nemesis der Medizin. Die Kritik der Medialisierung des Lebens.
 München: Beck 1995. (Beck'sche Reihe 1104)

2. Die Charakterisierung der gegnerischen Meinung

Illichs Pamphlete sind betont einseitig. Die Gegenposition ist kein plastisches Element des Werks. Das Prinzip der Dialektik, den Gegner stark zu machen, ihn ernstzunehmen und seinen Argumenten gerecht zu werden, um dadurch sich selbst zu einer starken Antwort zu rüsten, ist nicht Illichs Prinzip. Es ist auch gar nicht das Prinzip der Gattung ‚Pamphlet‘. Bei Illich kommt eine, wie mir scheint, theologische Denkfigur hinzu. Seine Werke sind Diagnosen eines vollständigen Irrwegs, eines Sündenfalls. Sie scheinen eine vollständige Verkehrung zu beschreiben und dadurch zu verlangen, daß diese Verkehrung rückgängig gemacht wird. Verschulung – Entschulung. Medikalisierung – Entmedikalisierung. Wie läßt sich mit einem solchen Programm der Umkehr arbeiten? Ich glaube, es ist kein Programm. Das wäre ein Mißverständnis. Es ist der Versuch, auf eine Fehlentwicklung aufmerksam zu machen, und einen Anstoß zu geben, Impulse. Er will nicht den Schatten der Utopie auf seine Analysen fallen lassen, sagt er in *Genus*.

3. Verweigerung praktischer Vorschläge

Ivan Illich verweigert sich der Forderung, seiner Diagnose die Therapie folgen zu lassen, den Vorschlag einer Lösung. Er bemerkt eine Talfahrt und lehnt es ab, ein Programm zu entwickeln, um dem Absturz zuvorzukommen: Die Blickwendung in die Zukunft aktiv zu versuchen, den Blick auf die Gegenmöglichkeiten zu richten. Was fängt ein junger Mensch damit an, der den Eindruck hat, in einer als hoffnungslos diagnostizierten Welt leben zu sollen? Dies ist ein gar nicht so selten gehörter und gedachter Einwand, ich teile ihn. Bedenkt man ihn aber genau, so erinnert man sich, wie sehr Illich selbst als praktischer Berater immer wieder gefragt worden ist und tätig war, daran, wie sehr er die Freunde und Freundinnen bewundert hat, die etwas tun. Und es zeigt sich, daß man beim Wiederlesen sehr viel häufiger als erwartet auf Passagen stößt, in denen das Gegenteil von dem, was hier eben behauptet wurde, zutage tritt. Das gilt zum Beispiel für das Buch *Selbstbegrenzung*.

„Ich habe vor, zu beschreiben, wie das Monopol der industriellen Produktionsweise dahinschwindet und ebenso die durch die Industrialisierung entstandenen Berufe, denen diese Produktionsweise dient.

Vor allem möchte ich zeigen, daß zwei Drittel der Menschheit um das Industriezeitalter herumkommen können, indem sie sich schon heute für eine postindustrielle Ausgewogenheit ihrer Produktionsweise entscheiden, die die hyperindustrialisierten Nationen gezwungenermaßen als Alternative zum Chaos wählen müssen. Um mich auf diese Aufgabe vorzubereiten, stelle ich den folgenden Essay zur kritischen Diskussion.“ (S. 9 f.)

Selbstbegrenzung. Eine politische Kritik der Technik. München: Beck 1998. (Beck'sche Reihe 1167)

Wenn das übermäßige Vertrauen auf industrielle Produktion und Dienstleistung die Sozialordnung so bestimmt, daß die Industrie ein virtuelles Monopol über die Anwendung neuer Errungenschaften erobert, dann wird die Versklavung des Menschen durch die Maschine nicht abgeschafft, sondern in neue, weltweit homogene Formen gepreßt. Das Werkzeug wird vom Diener zum Despoten. Ist dieses Monopol einmal errichtet, dann wird die Gesellschaft zur Schule, zum Krankenhaus, zum Gefängnis und zur Autobahn. Dann beginnt das große Einsperren. Es kommt darauf an, exakt festzustellen, wo sich – für jedes Element des globalen Gleichgewichts – diese kritische Schwelle befindet. Dann erst wird es möglich sein, die jahrtausendalte Trias: Mensch, Werkzeug und Gesellschaft neu zu artikulieren.

Eine Gesellschaft, in der das moderne Werkzeug im Dienste der in die Gemeinschaft integrierter Personen und nicht im Dienst eines Konglomerats von Spezialisten steht, wird hier konviviale Gesellschaft genannt. (S. 14)

Den Menschen, der seine Lust im Gebrauch des konvivialen Werkzeugs findet, den nenne ich nüchtern und zurückhaltend. Er kennt das, was im Spanischen *la convivencia* heißt, er nimmt Anteil am Mitmenschen. Denn die nüchterne Zurückhaltung hat nichts mit Isolation, Rückzug auf sich selbst oder gar Phantasielosigkeit zu tun. Für Aristoteles wie für Thomas von Aquin ist sie es, die die Freundschaft begründet. Wo er über das geordnete und schöpferische Spiel spricht, definiert Thomas die Nüchternheit als eine Tugend, welche nicht jeglichen Genuß ausschließt, sondern nur den, der die persönliche Beziehung verdrängt oder verdirbt. Diese Nüchternheit ist Teil einer viel zarteren Tugend, die über sich hinausgeht und sie einbegreift: Dies ist die *Freude (jucunditas), die Entrapelia, die Freundschaft.* (S. 14 f.)

Der typische Amerikaner zum Beispiel widmet seinem Auto 1500 Stunden im Jahr: er sitzt darin, wenn es fährt oder parkt, er arbeitet, um es zu bezahlen, um das Benzin, die Reifen, die Weggebühren, die Versicherung, die Strafmandate und die Steuern zu bezahlen. Er widmet also seinem Auto vier Stunden pro Tag, ganz gleich, ob er es benutzt, sich mit ihm beschäftigt oder an ihm arbeitet. Dabei sind noch nicht einmal alle seine am Verkehr orientierten Aktivitäten eingerechnet: Die Zeit, die er im Krankenhaus, vor Gericht oder in der Garage verbringt, die Zeit, die er damit zubringt, im Fernsehen die Automobilwerbung zu betrachten, die Zeit, die er aufwendet, um das Geld für die Ferienreisen zu verdienen usw. Dieser Amerikaner braucht 1500 Stunden, um eine Wegstrecke von 10 000 km zurückzulegen; für 6 km braucht er also eine Lebensstunde.

Der Maschinenmensch kennt nicht die leicht erreichbare Freude, die in gewolltem Verzicht liegt; er kennt nicht die durchaus nüchterne Trunkenheit am Leben. Eine Gesellschaft, in der jeder wüßte, was genug ist, wäre vielleicht eine arme Gesellschaft, sie wäre ganz sicher eine an Überraschungen reiche und freie Gesellschaft. Ihren Rahmen – und keinesfalls ihren Inhalt – will ich hier bestimmen. (S. 28)

Selbstbegrenzung. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1980

Besonders aktuell ist für meine Begriffe der Aufsatz *The Right to Useful Unemployment*, in der deutschen Fassung weniger genau betitelt: *Schöpferische Arbeitslosigkeit oder die Grenzen der Vermarktung.*

„Das bedeutsamste Privileg eines hohen sozialen Status könnte heute ohne weiteres in der *Freiheit zu nützlicher Arbeitslosigkeit* bestehen, wie sie der großen Mehrheit

zunehmend verweigert wird. Der hartnäckige Anspruch auf das Recht, von Spezialisten versorgt und mit Waren beliefert zu werden, hat sich schon beinahe in das Recht von Industrien und Expertenzünften verwandelt, Kunden und Klienten einzufangen, sie mit ihren Produkten und Dienstleistungen zu beliefern und damit jene Umweltbedingungen zu zerstören, die einst nichtentlohnte Aktivitäten nützlich machten. Der Kampf um eine gerechtere Verteilung von Zeit und Fähigkeit, sich außerhalb von Lohn- und Dienstverhältnissen nützlich für sich selbst und andere zu betätigen, wird dadurch gelähmt. Arbeit, die außerhalb des formalen Beschäftigungsverhältnisses geschieht, wird verächtlich gemacht oder ignoriert. Autonome Aktivitäten bedrohen den Arbeitsmarkt, erzeugen soziale Abweichung und mindern das Bruttosozialprodukt. Das Wort „Arbeit“ ist daher eine unzutreffende Bezeichnung des Sachverhalts. Arbeit bedeutet nicht mehr Anstrengung oder Mühe, sondern ein mysteriöses Beiwerk der produktiven Investitionen in technische Anlagen. Arbeit ist nicht mehr die Schaffung eines Wertes, den der Arbeiter als solchen erkennt, sondern ein Job, also eine soziale Beziehung. Arbeitslosigkeit bedeutet trostlosen Müßiggang, nicht mehr die Freiheit, Dinge zu tun, die für mich oder meinen Nachbarn nützlich sind. Eine aktive Frau, die ihren Haushalt führt, ihre Kinder erzieht, zuweilen sogar noch andere Kinder aufnimmt, wird diskriminiert gegenüber einer Frau, die arbeiten geht – ganz gleich, wie nutzlos oder gar schädlich die Produkte ihrer Arbeit sind.“ (S. 63)

„Zukünftig wird die Qualität einer Gesellschaft und ihrer Kultur vom Status ihrer Arbeitslosen abhängig sein: werden sie ganz repräsentative, produktive Staatsbürger sein – oder werden sie Abhängige sein? Wiederum ist klar, um welche Entscheidung oder Krisis es geht. Die fortgeschrittene Industriegesellschaft kann sich zu einem Unternehmenskartell entwickeln, das mühsam hinter dem Traum der sechziger Jahre herhinkt – zu einem rationierten Verteilungssystem, das seinen Bürgern immer wertlosere Waren und trostlosere Arbeitsplätze, für immer standardisierten Konsum und immer ohnmächtigere Arbeit, zuweist. Diese Konsequenz ergibt sich aus den politischen Perspektiven der meisten heutigen Regierungen, von Deutschland bis China, wenngleich es beträchtliche graduelle Unterschiede gibt: je reicher das Land, desto dringender erscheint die Aufgabe, die Arbeitsplätze zu rationieren und nützliche Arbeitslosigkeit zu verhindern, die den Arbeitsmarkt bedrohen könnte. Gewiß aber ist auch das Gegenteil möglich: nämlich eine moderne Gesellschaft, in der die frustrierten Arbeiter sich organisieren und das Freiheitsprivileg des Menschen schützen, sich außerhalb der Warenproduktion nützlich zu betätigen. Diese gesellschaftliche Alternative ist aber wiederum davon abhängig, daß der einfache Mann der Verwaltung seiner Bedürfnisse durch Experten mit einer neuen, rationalen und skeptischen Kompetenz begegnet.“ (S. 65)

Schöpferische Arbeitslosigkeit oder die Grenzen der Vermarktung, in: Fortschrittsmythen. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1983.

4. Illichs Wendung zur Geschichte

Seit *Genus*, in dem Illich die Geschichte des Geschlechterverhältnisses als Auflösung einer in sich begrenzten Ökonomie begreift, wendet er sich in immer neuen Anläufen geschichtlichen Themen zu, erzählt er die Geschichte des Wassers in den Städten, des Lesens und der Textseite, der Weltvermessung und Kartographie, des Blicks, des Körpers, der antiken Proportionenlehre und des neuzeitlichen Bruchs mit ihr. Auch diese Geschichten sind Kritiken der Gegenwart. Sie lassen sich verstehen als Versuch, den Selbstverständlichkeiten unsrer Epoche durch Geschichte den Boden zu entziehen, den Punkt zu finden, wo die europäische Zivilisation sich ausgliedert und ihren Sonderweg antritt, ihre „verrückte Reise“ beginnt. Er will der Geschichte der Fortschritte die der Verluste entgegensetzen, will zeigen, welche anderen Möglichkeiten des Geschlechterverhältnisses und der auf einer kleinen Zelle beruhenden Ökonomie, des Lernens und Lesens, des Umgangs mit dem Wasser, mit dem Schmerz und Tod Europa gekannt hat. Dieses Projekt, das er nur teilweise ausgearbeitet hat, leidet nach meinem Eindruck unter einem inneren Widerspruch. Illich versteht sich als unbedingter Skeptiker

und urteilt, als verfüge er über absolute Normen. Er verbindet die Vorstellung von der unzugänglichen Fremdheit geschichtlicher Zustände, von der Bindung aller Lebensformen und Normen an ihren geschichtlichen Augenblick, mit der eben so festen Vorstellung von Irrweg, Abstieg, Talfahrt – bis hin zur zunehmenden Verdüsterung seines Blicks. Diese Grundlage seiner Geschichtsschreibung kann verwirrend und lähmend wirken – sie wiederholt ein Dilemma seiner Gegenwartskritiken, aber sie kann, so scheint mir, auch eben so wie diese stimulieren und den Impuls freisetzen, alles anders zu sehen.

Warum sollte man Ivan Illich lesen?

1. Der Autor, der etwas von der Verletzbarkeit der Öffentlichkeit verstand. Der Umstülper, der zum Denken zwingt.

Nichts ist anregender, als das Selbstverständliche noch einmal ganz neu zu durchdenken, und zwar von dem direkten Gegenpol aus. Ich habe bei Illich gelernt, wie tief die alltäglich eingesogenen Vorurteile in mir befestigt sind, ohne daß ich mir dessen bewußt wäre und wie langsam man neu zu sehen lernt. Er ist als Polemiker großartig. Seine kriminellen Formeln, ‚Modernisierung der Armut‘, ‚Professionalisierung des Alltags‘, ‚Die Räuberbanden der Bedürfnismacher‘, erhellen schlagartig eine Landschaft. Seine Darstellungsstrategie ist ungemein interessant, ebenso durch den Aufbau des Arguments wie seine schroffe Illusionslosigkeit der Sprache, und dann durch die Anmerkungen, seinen immensen wissenschaftlichen Apparat.

2. Der nüchterne Diagnostiker. Der Illusionszerstörer, der eben doch einige Vorschläge hatte

Man erkennt bei der Lektüre seiner Bücher, daß der säkulare Heilsapparat möglicherweise noch machtförmiger ist, als es die spätmittelalterliche Heilsverwaltung der Kirche ihm vorgemacht hat.

Mir scheint, die Verselbständigung der Mittel ist ein Hauptthema Illichs. Darin ist er Günter Anders verwandt. Ihn beschäftigt immer wieder, ob vom Lernen, vom Landbau, von der Gesundheit oder vom Sterben die Rede ist, die Disproportionalität der Mittel, die nach einer Art Selbstläuferprinzip eingesetzt werden. Sein Freund John McKnight spricht gerne von der Angemessenheit der Werkzeuge: „Wenn ich ein Vogelei ausbrüten möchte, hole ich mir nicht einen Dinosaurier. Der zerquetscht das Ei.“

Illich hat Vorschläge gemacht: *Useful Unemployment, Tools for Conviviality* – das Motto: Weg mit dem Riesenaufwand. Sein Hauptvorschlag, wenn ich ihn richtig verstanden habe: Seht die Sperlinge unter dem Himmel, sie säen nicht, sie ernten nicht und der Herr ernährt sie doch. Der Kernpunkt ist nach meinem Verständnis eine Frömmigkeit, in der sich der Mann aus Nazareth mit der anderer Weltreligionen trifft. Ein Synkretist war er allerdings nicht.

Sorgt nicht für den nächsten Tag. Es ist genug, daß ein jeder Tag seine eigene Plage habe. Sehet die Lilien auf dem Felde ...

3. Der gründliche Respekt vor dem Eigenrecht anderer Epochen und anderer Kulturen. Vor ihren Lebensformen.

Als Historiker hat Illich eine Ehrfurcht auch vor den Erscheinungsformen, von denen er annimmt, daß sie sich verhängnisvoll ausgewirkt haben. Und am meisten faszinieren ihn die klugen Krückstöcke des Überlebens, mit denen er die Menschheit durch die Geschichte

wandern sieht, ihre Schönheit, die Schönheit der Gebrauchsdinge. Als Historiker wird Illich gelegentlich zum Poeten.

Hier beginnt er auch nach meinem Eindruck, vielleicht zum ersten Mal, Deutsch wie eine Muttersprache zu schreiben. Er hat sich, um es dahin zu bringen, eines sehr interessanten Verfahrens bedient. Er hat seine Freundin Angelika Groeneveld gebeten, das Manuskript seiner Schrift *Schule ins Museum* in ein klares, übersichtliches, gutes Deutsch zu übertragen; sie hat gekürzt, neu geordnet und in die Sprache eingegriffen und nach diesem Durchgang hat er den Text noch einmal bearbeitet. Nun liest er sich wie ein deutscher Text, nicht mehr wie ein Text in einer Sprache über den Sprachen.

„Während Kolumbus nach fremden Ländern segelte, um das Vertraute – Gold, Untertanen, Lerchen – zu suchen, bereitete Nebrija in Spanien für die Untertanen der Königin eine völlig neue Form der Abhängigkeit vor. Er trug ihr eine neue Waffe an, die Grammatik, die von einem neuen Typ des Söldners, dem *letrado*, gehandhabt werden sollte.

Ich war tief bewegt, als ich Nebrijas ‚*Grammática Castellana*‘ in den Händen hielt – ein Quartband mit fünf Signaturen, gesetzt in gotischen Lettern. Das Epigraph ist rot gedruckt, und eine Leerseite steht der Einführung voran:

„Der sehr hohen und Durchlauchten Prinzessin Doña Isabella der Dritten, die unter diesem Namen Königin ist und Herrscherin von Spanien und den Inseln unseres Meeres. Hier beginnt die Grammatik, die der Magister Antonio de Lebrija über die kastilische Sprache neu angefertigt hat. Und zuvor setzt er den Prolog. Lies ihn zur rechten Zeit.“

Die Eroberin Granadas empfängt eine Petition, ähnlich vielen anderen. Aber anders als die Bittschrift des Kolumbus, der Unterstützung verlangte, um einen neuen Seeweg nach China zu eröffnen, fordert jene Nebrijas die Königin auf, ein neues Reich im eigenen Land zu erobern. ER bietet Isabella ein Werkzeug an, um die von ihren eigenen Untertanen gesprochene Sprache zu kolonisieren; er will die Sprache des Volkes durch die Einführung der *lengua* Kastiliens – *ihrer Sprache, ihrer Zunge* – ersetzen.“

Das Recht auf die gemeine Sprache, in: Vom Recht auf Gemeinheit. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1982.

„Plato steht also auf der Schwelle zwischen der mündlichen und schriftlichen Hochkultur der Griechen, im Umbruch von der Bildung in gebundener Sprache zur öffentlichen Vorherrschaft der prosaischen Rede. Plato hat die Pythagoräer und den Sokrates gehört. Er gibt nicht vor, ihr Diktat aufgenommen zu haben, rühmt sich aber seines Gedächtnisses. Er ist kein Verräter wie Hippias, der die mündlich tradierten Geheimlehren des Pythagoras preisgab. Er ist schon Schriftsteller – so anachronistisch das auch klingen mag. Seine Dialoge sind Kunstprosa. Er schuf das unübertroffene Modell des geschriebenen Dialogs, das die Rede nachahmt. Sein geschriebenes Kunstwerk bildet ein Gegenstück zum Protokoll des homerischen Gesangs aus der Vorzeit. Zwar ist Plato nicht Griechenlands frühester Autor. Aber als erster schreibt Plato mit Überzeugung von der Überlegenheit des schriftunbezogenen Denkens. Er sieht das sinnende Suchen durch die Schrift bedroht.“ (S. 38 f.)

„Wenn Bernhard sich auf eine Quelle beruft, so holt er sie meist noch aus seinem Gedächtnis. Der Generation von Albertus und Thomas liegen schon Nachschlagewerke vor, und nach ihrem Tod liegen ihre eigenen Werke angeketet an Pulte als Nachschlagewerk in der Bibliothek. Das erlaubt dem Autor des 13. Jahrhunderts, seine Thesen aus Originalen zu belegen. Während des Diktates kann er nachblättern und eine beliebige Stelle aufschlagen. Er bewältigt ein Gedächtnis, das vor ihm liegt. Die frühmittelalterlichen Autoren hatten von den römischen Autoren die Mnemotechnik übernommen, die Kunst, sich das eigene Gedächtnis wie ein Bauwerk vorzustellen. In verschiedenen Räumen dieses Bauwerkes brachte der Redner in seiner Vorstellung Symbole unter, die sich auf von ihm geschriebene und gelernte Paragraphen bezogen. Im Fluß der Rede konnte sich der Rhetor in diese Gemäcker begeben und zusammengestellte Texte nach Belieben abrufen. Die

Erinnerung an dieses mnemotechnische Bauwerk bestimmt noch die architektonische Buchmalerei des frühen Mittelalters.“

„Die Kunst, auf die Schrift und ihre Kommentatoren zurückzugehen, war von Anbeginn ein Bedürfnis, das den christlichen Autor vom heidnischen unterschied. Aber die Technik des Zurück-Greifens und des Nach-Sehens im Text entwickelt sich erst im Übergang zur Scholastik. Cassiodorus hatte wohl schon im 6. Jahrhundert mit dem Stichwort als Glosse experimentiert. Er setzte sozusagen laufend Schlüsselwörter aus dem Text an den Rand. Isidor war der erste, der Kapitelüberschriften für sein eigenes Werk verfaßt hat. Aber erst im Hochmittelalter vereinheitlichte sich die Kapiteleinteilung der Bibel, einige Jahrhunderte, bevor es zur Verseinteilung kam. Im 13. Jahrhundert gibt es schon Sachindexe mit Hinweisen auf die gesamte Heilige Schrift. So zieht sich langsam ein Netzwerk von Rastern über das Buch. Der Hinweis auf die Seitenzahl läßt natürlich noch auf sich warten, bis der Druckbogen den Text graphisch fixiert und die vom Inhalt ganz unabhängigen Seitennummern als Hinweise verwendet werden.

Geschriebene Texte werden sichtbar in räumliche Beziehungen zueinander gestellt. Innerhalb des Textes werden gewisse Elemente herausgehoben: zitierte Stellen sind farbig unterstrichen. Das Auge gewöhnt sich daran, von Buch zu Buch und von Text zu Glosse zu wandern. Nicht die Zeile, sondern der ganze Text liegt dem Leser vor.“ (S. 62 f.)

Schule ins Museum. Phaidros und die Folgen. Bad Heilbronn: Verlag Julius Klinkhardt 1984.

„In einer anderthalb Jahrtausende langen Tradition geben die sich bewegenden Lippen und die Zunge die klingenden Seiten als Echo wieder. Die Ohren des Lesers sind aufmerksam und mühen sich ab, das aufzufangen, was sein Mund äußert. So wird die Buchstabenfolge unmittelbar in Körperbewegungen umgewandelt, und sie strukturiert die Nervenimpulse. Die Zeilen sind wie eine Tonspur, die mit dem Mund aufgenommen und vom Leser für das eigene Ohr wiedergegeben wird. Die Seite wird durch das Lesen buchstäblich einverleibt.“ (S. 57)

„Der monastische Leser – der Leierer oder „Murmeler“ – klaubt die Wörter von den Zeilen und schafft ein Hörforum. Alle diejenigen, die mit dem Leser an diesem Hörmilieu teilhaben, sind vor dem Verlauteten gleich. Es ist gleichgültig, wer liest, so wie es gleichgültig ist, wer die Glocke läutet.

Lectio divina ist immer ein liturgischer Akt, *coram*, vor dem Antlitz irgendjemandes; Gottes, der Engel oder jemandes in Hörweite. In der Zeit zwischen Benedikt und Bernhard bestand keine Notwendigkeit, soziales Verantwortungsgefühl vom Leser zu verlangen. Es war klar, daß das, was er gelesen hatte, in den Kommentaren zu seinen Predigten und Schriften wiederkehren würde. Bezeichnenderweise war das fünfzig Jahre nach Hugo nicht mehr so. Der technische Akt des Entzifferns schafft keinen auditiven, und daher auch keinen sozialen Raum mehr. Jetzt durchblättert der Leser das Buch. Seine Augen spiegeln die zweidimensionale Seite. Bald wird er seinen eigenen Verstand in Analogie zu einem Manuskript wahrnehmen. Das Lesen wird zu einer individualistischen Tätigkeit werden, zu einem Hin und Her zwischen einem Selbst und einer Seite.

Hugo schreibt sein *De institutione* und auch das *Didascalion* zu einem Zeitpunkt, als dieser Übergang sich anbahnt, aber noch nicht begonnen hat. Sein Nachdenken über den Akt des Lesens und dessen Bedeutung krönt eine Tradition, die über Jahrhunderte gewachsen war. Und doch trägt Hugo auf subtile Weise dazu bei, den unmittelbar bevorstehenden Erdrutsch auszulösen. ER fordert den Schüler zum nutzlosen *studium* auf und gleichzeitig dazu, auf diesem Weg ein bewußtes individuelles Beispiel zu geben. Hugo ‚entdeckt‘ die universale Pflicht, sich dem Lernen zu widmen. Er entdeckt die vorbildhafte Aufgabe neu, die der einzelne, der sein Leben dem Lernen widmet, übernimmt. Indem er das tut, zieht er die letzten Konsequenzen aus der mittelalterlichen Praxis, in die die *lectio divina* nicht nur eine Aufgabe des Klerus ist.“ (S. 86 f.)

Im Weinberg des Texts. Als das Schriftbild der Moderne entstand. München: Beck 1991.

Es spricht sehr viel dafür, diesen Autor zur Kenntnis zu nehmen, als Letztes:

4. Der Umfang und der eindringliche Ernst seiner Bestandsaufnahme.

Es würde sich lohnen, die in dieser enormen Bestandsaufnahme liegende Herausforderung zu resümieren: ihr Plädoyer für Lebensformen aus dem Geist von Mündigkeit, Vertrauen auf die eigenen Sinne, Unbesorgtheit, Nähe.